

und Lehre gewinne. Coccejus verstehe alle theologische Lehre als Reden und Ermahnung der Kirche „ad quaerendum Deum et verbum ejus“ (S. 181). Durch alle Teile der Schrift hindurch teile Gott dem Menschen seinen Bund mit. Er wolle dem Menschen in seiner Gnade begegnen, um sich in ihm selber zu verherrlichen, das sei der Grund, auf den bei Coccejus alle Lehraussagen hin ausgerichtet seien. Diesen Grund zu erfassen, sei nur durch Jesus Christus möglich. Alle Lehre könne nur aus dem Glauben an Jesus Christus fließen. Verf. stellt fest, daß hier eine Umkehrung des dekretistischen Denkens der Orthodoxie vorliege, die deduktiv, mit scholastischer Logik vorgehe. Mit dem hermeneutischen Grundsatz der Auslegung von Christus her bestehe dennoch auch bei Coccejus die einheitliche Ausrichtung aller Lehrstücke.

Im Schlußkapitel „Über das coccejanische Verständnis der Aufgaben eines Wiedergeborenen“ (S. 197 ff.) zeigt Verf. die programmatische Ausrichtung des Coccejus auf die „philologia sacra“ hin auf, als eine Pflicht, die von Geistlichen und Laien zu bewältigen sei. Zwar in der Tradition des zeitgenössischen Späthumanismus stehend, diene für Coccejus jedoch die Philologie, wie die Theologie, der Stärkung von „pietas“. Was das Verhältnis Glaube - Werke betrifft, so weist Verf. auf die bei Coccejus schon vorhandene Problematik des „syllogismus practicus“ hin, deren Umkehrschluß auch bei Coccejus der Tendenz nach vorhanden sei.

In einer „Schlußbemerkung“ (S. 231 ff.) faßt Verf. die Ergebnisse seiner Arbeit dann kurz zusammen: Dogmatische Lehren würden bei Coccejus zum Bekenntnis. Glaube und Wandel des Christen seien bei ihm ein ganzheitliches Geschehen, für das der Bundesgedanke das Denkmodell sei. Die Schrift sei ihm der Schatz der Weisungen Gottes für seine Erwählten.

Man wird bei der Coccejus-Forschung auch in Zukunft nicht auf die Arbeit Schrenks verzichten können, bei aller kritischen Distanz. Doch das zu bewirken, ist wohl nicht die Absicht des Verf. gewesen. Er will diese seine Habilitationsschrift als eine historisch-systematische Untersuchung zur Theologie des Coccejus verstanden wissen, die nicht die Absicht verfolgt, das ganze dogmatische System des Coccejus nachzuzeichnen. Auf Grund seines ungemein gründlichen Quellenstudiums ist es dem Verf. gelungen, die kritischen Stellen bei Schrenk aufzuzeigen, doch ist er nicht bei der Auseinandersetzung mit Schrenk stehengeblieben, sondern hat ein eigenes Verständnis der Theologie des Coccejus entfaltet, orientiert an der christologischen Gesamtausrichtung bei Coccejus. Gewünscht hätte man sich nur eine etwas leichter lesbare Art der Darstellung und den Verzicht auf umständliche Wiederholungen. Dem Wunsch des Verf., daß weitere Untersuchungen folgen mögen, kann man nur zustimmen. Das gilt auch für die anderen im Vorwort geäußerten desiderata nach einer Untersuchung über die Nachwirkungen der coccejanischen Theologie bei seinen Schülern und Freunden und nach einer Coccejus-Biographie. Beides würde umfangreiche Vorstudien erfordern. Hier liegt noch ein weites Feld, von dem man nur hoffen kann, daß es im Interesse der Erforschung des reformierten Pietismus bald in Angriff genommen werden wird. Die Arbeit von Faulenbach ist ein guter und notwendiger Schritt in diese Richtung.

Bochum

W. P. Schneemelcher

August Langen: Der Wortschatz des deutschen Pietismus. Tübingen (Max Niemeyer Verlag) 1968 (2. ergänzte Aufl.). 526 S., geb. DM 48,-.

Zuerst 1954 erschienen, erfuhr das vorliegende Werk eine wohlverdiente zweite Auflage. Diese unterscheidet sich von der ersten durch Hinzufügung von „Vorwort und Literaturbericht zur zweiten Auflage“ (XI bis XLVIII). Alles übrige ist Abdruck der ersten Auflage. Damit sind beide Auflagen in der eigentlichen Substanz des Werkes seitengleich. In der Einleitung wird über „Forschungsstand, Probleme, Methode“ berichtet (1–20). Den Hauptteil bildet „Der Wortschatz des deutschen Pietismus in systematischer Anordnung“ (20–375). Einer „Zusammenfassung der Ergebnisse“ (376–389) folgt dann abschließend die „Geschichtliche Einordnung“ der

Resultate (390–476). An technischen Hilfsmitteln wird eine „Zeittafel der Quellen“ (477–480) geboten, sodann ein Literaturverzeichnis (481–502), das an erster Stelle den bibliographischen Nachweis der Quellen gibt (481–489). Den Beschluß bildet ein Wortverzeichnis (503–526); dieses erfaßt einerseits und vor allem den behandelten Wortschatz, daneben aber auch grammatische Begriffe wie etwa „Adjektivbildung“ oder den Schlüsselbegriff „verbale Präfixbildungen“.

Das Werk versteht sich als ein Stück Forschung zur „Dichtungs- und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts“, in der sich eben der Pietismus als ein wesentlicher Faktor erweist, denn auf ihn gehen die Mittel zu einer verfeinerten Selbstdarstellung des Individuums zurück, wie sie diese Epoche kennzeichnet. Obwohl man das Problem der sprachlichen Reflexe dieses Sachverhaltes schon geraume Zeit kannte, ist seine Erforschung weitgehend Wunschbild geblieben. Der Vf. sah sich also vor die Notwendigkeit gestellt, neu anzufangen. „In vieljähriger Arbeit wurden rund siebzig teils mehrbändige, teils kleinere Werke aus dem Schrifttum des Pietismus und der an ihn grenzenden Gebiete ausgeschöpft und so ein Material von insgesamt über fünftausend Wörtern und schätzungsweise etwa 30 000–40 000 Belegen geschaffen. Darauf beruht die nachfolgende Darstellung“ (7). Freilich bringt der Vf. nicht alles Material, das er verarbeitet hat, sondern bietet eine Auswahl charakteristischer Belege (8). Bei diesen wird, wo es möglich ist, Material zur Vor- und Nachgeschichte der Wörter geboten, das also über den Pietismus hinausgreift; so entstehen kleine Monographien zur Geschichte einschlägiger Begriffe, denen man gern nachdenkt.

Das sieht im Einzelnen beispielsweise dann etwa so aus: Zum Stichwort „gelassen“ wird zunächst auf die mittelalterliche Mystik verwiesen, dann an Luther und vor allem an Karlstadt erinnert. Eigentliche Belege werden dann aber erst aus dem Pietismus geboten: Gottfr. Arnold, Frau Petersen, Reitz, Bogatzky, Tersteegen, Francke, Katharina v. Gersdorf. Vorsichtig wird dann die Bedeutung von „gelassen“ im Sinne von „ruhig“ oder „gefaßt“ mit einem „vielleicht“ zu der religiösen Verwendung in Beziehung gesetzt; dafür wird ein Beleg aus Sophie Laroche's Fräulein v. Sternheim und Millers Siegwart geboten. Die anschließenden Materialien zum Substantiv „Gelassenheit“ verdeutlichen diese Entwicklung.

Bei der Frage, von wann ab man die Epoche des Pietismus ansetzen soll, entscheidet sich Langen für das Jahrzehnt der *Pia desideria*. Von spekulativen Texten sieht die Quellenauswahl bewußt ab und konzentriert sich „auf die Gefühlssprache“, wie sie vor allem „in Lyrik und Selbstzeugnissen . . . hervortritt“ (11). Nach vorn dehnt sich das Material teilweise bis in das 19. Jahrhundert aus; so wird z. B. noch Ludwig Richter berücksichtigt.

Das eigentliche corpus des Werkes macht die Zusammenstellung des „Wortschatzes des deutschen Pietismus in systematischer Darstellung“ aus (20–375). Die Gliederung erfolgt so, daß zunächst nach „Gottes Einwirkung auf die Seele“ gefragt wird (20–106), sodann nach dem „Weg der Seele zu Gott“ (107–300). – Wie man sieht, mehr als doppelt soviel wie der erste Teil. Hinzu kommen „Ergänzende Wortgruppen (301–375). Darunter sind „Bilder für das Verhältnis Gottes und der Seele“, wie etwa Sonne, Sonnenblume und Sonnenstäubchen, sowie der Bereich von Liebe und Ehe im weitesten Sinne zusammengefaßt; aber auch das Bild des Spiegels, die Wassermetaphorik ebenso wie die des Feuers u.a.m. werden hier vorgeführt.

In dem Kapitel „Geschichtliche Einordnung“ wird der Ertrag des Hauptteiles eingebracht; dabei geht es zunächst um „Quellen und Ursprünge des pietistischen Wortschatzes“ (390–431). An erster Stelle steht dabei natürlich die Luther-Bibel, obgleich die sichtbarste Eigenheit der pietistischen Sprache, die verbale Dynamik, in der Luther-Bibel nicht vorgebildet ist (392). Es folgt die Mystik des Mittelalters, sodann die Barockmystik (Joh. Arndt, Daniel Sudermann, Joh. Scheffler, Quirinus Kuhlmann), zu der Langen auch die *Pro theologia mystica clavis* des Jesuiten Sandaeus (1640) rechnet. Kirchenlied und weltliche Barockdichtung beschließen den Rundblick auf die nachweislichen und vermutbaren Quellen und Ursprünge. Die Frage nach der Möglichkeit ausländischer Einflüsse kann nur mit dem Hinweis auf

die umfangreiche Übersetzungsliteratur beantwortet werden; genauere Untersuchungen stehen noch aus.

Ein „Ausblick“ ist der „Nachwirkung der pietistischen Sprache im 18. Jahrhundert“ gewidmet (432–476). Bezeichnend ist, daß hier immer wieder die Grenze zwischen dem rein Sprachlichen und dem Inhaltlichen fließend wird. Die Sprache des 18. Jahrhunderts erfährt ihre psychologische Vertiefung wesentlich von der Schulung durch den Pietismus her. Es kommt zu einer erneuten Umbildung ursprünglich religiös gemeinter Begriffe für die Zwecke der empfindsamen und romantischen Literatur; so vollzieht sich wie einst mit dem Erbgut der Mystik eine Säkularisierung großen Ausmaßes.

Anschließend werden die Wirkungen auf einzelne Autoren untersucht: Klopstock zuerst; wieder sind es die verbalen Präfixbildungen, die sich als spezifisch pietistisch erweisen; freilich werden sie unbestimmter als im Pietismus selbst verwendet. Seinerseits als von Klopstock beeinflusst erscheint dann Schubart, dessen Selbstbiographie sprachlich abgehört wird. Weitere Erörterungen dienen dem Nachweis, daß „nicht nur die Sprache der Seele, der Freundschaft und Liebe, sondern auch die der dichterischen Naturschilderung Erbe der pietistischen Bewegungsverben“ ist (485). Beobachtungen zum Einfluß pietistischer Sprache auf Goethe folgen entsprechende Erörterungen zu K. Phil. Moritz, Fr. H. Jacobi und den Religiösen unter den Romantikern, vor allem Novalis. – Was leistet dieses Werk dem Kirchengeschichtler? Es bietet die Möglichkeit, eine Art inneren Porträts des deutschen Pietismus zu liefern; denn nirgendwo stellt sich eine Epoche deutlicher und objektiv faßbarer dar als in der Sprache. Aber auch der Hymnologe wird, sofern er an der Interpretation seiner Texte interessiert ist, sich mit Gewinn der Möglichkeiten bedienen, die ihm das Werk bietet.

Wesentliche Corrigenda sind selten. S. 12 muß es Frau v. Gersdorf statt Fräulein v. Gersdorf heißen. Unverständlich ist der Satz: „Schon Luther kennt . . . vieles aus dem mystischen und pietistischen Schrifttum, . . .“ S. 393. S. 400 muß es „Christi Leiden“ statt „. . . Leichen“ heißen, S. 402 Origenes statt Origines.

Greifswald

Ernst Käbler

Hertha Köhne: Die Entstehung der westfälischen Kirchenprovinz (= Beiträge zur Westfälischen Kirchengeschichte Band 1). Witten (Luther-Verlag) 1974. 192 S., kart. DM 19,80.

Die Reihe, als deren erster Band diese Münstersche Dissertation erscheint, ist eine neue Folge der Beihefte zum Jahrbuch für Westfälische Kirchengeschichte. Die Arbeit behandelt die Vorgeschichte der Westfälischen Provinzialkirche bis zum ersten faßbaren Zusammenschluß in einer gemeinsamen Synode 1819 in Lippstadt.

Einleitend wird die Entstehung der preußischen Provinz Westfalen geschildert und ihre konfessionelle Struktur dargelegt. Ein Rückblick zeigt die territoriale, konfessionelle und kirchliche Entwicklung zwischen 1803 und 1813. Dabei wird deutlich, daß trotz aller Veränderungen, die dieses unruhige Jahrzehnt brachte, die kirchliche Organisation in Westfalen kaum einschneidende Neuerungen erfahren hat. Im Restpreußen dagegen, wo die Landeskirchen der beiden protestantischen Konfessionen noch als Elemente auch der staatlichen Grundordnung, mithin der materiellen Verfassung, galten, hatte sich in dieser Zeit mit der Staatsreform auch die Frage einer Reform der Kirchenverfassung gestellt. Eigentlich waren es drei Themen, welche die Kirche in Preußen nach dem Zusammenbruch 1806/7 beschäftigten: die Union, die Agende und die Verfassung. Erstes Ziel war die Einheit der evangelischen Kirchen. Doch rückte die Frage der Bekenntniseinheit gegenüber den Fragen der einheitlichen Kirchenverfassung und Liturgie bald in den Hintergrund. Während für den König die Union in erster Linie ein religiöses Anliegen war, stellte sie sich für die Ministerialbürokratie zugleich als ein Mittel zur Befestigung der staatlichen Einheit dar. Sie strebte deshalb den Zusammenschluß der Provinzialkirchen in einer einheitlich verfaßten Landeskirche an.